

Mein Leben

Brunswick, Virginia, USA: Unser Autor hat die Häftlingsnummer 179212. Und hier beschreibt er einen ganz normalen Tag im Knast / Von Jens Söring

Seit 1986 sitzt der Deutsche Jens Söring im Gefängnis, mehr als die Hälfte seines Lebens. Möglicherweise unschuldig. Er soll die Eltern seiner damaligen Freundin Elisabeth Haysom 1985 in Lynchburg erstochen haben. 19 Jahre war er alt, er war verliebt, hörig. Ein paar Monate davor hatte er Elisabeth an der University of Virginia kennengelernt, er denkt, es ist die große Liebe. Als sie verdächtigt werden, fliehen sie zusammen. 1986 werden sie in London gefasst, beide gestehen, dann widerrufen sie. Er glaubt, der Diplomatensstatus des Vaters schützt ihn – also schützt er Elisabeth. Vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte kann er vor seiner Auslieferung in die USA das Todesurteil verhindern. Es ist ein Fall ohne Augenzeugen, Fingerabdrücke und DNS. Aber Elisabeth sagt gegen ihn aus. Er bekommt zweimal lebenslänglich. Und das, obwohl vieles für seine Unschuld spricht. Es gibt Ungeheimheiten und Verfahrensfehler, doch Begnadigung und Repatriierung nach Deutschland werden abgelehnt.

2001 fängt er an zu schreiben. Es sei, sagt Söring, „eine Alternative zum Selbstmord“. Der folgende Text ist ein redaktionell bearbeiteter Auszug aus Sörings Buch „Ein Tag im Leben des 179212“. Es erscheint am 15. September im Gütersloher Verlagshaus.

4.20 Uhr

Jeden Morgen um 20 nach vier weckt mich das Klo. Knastklos spülen stark und daher laut, weil Häftlinge alles Mögliche hineinwerfen: Abfall, Essensreste, zerrissene Bettlaken, Drogen, Plastiktüten, in denen sie Alkohol brauen, und so weiter. Damit das alles verschwindet, stellen die Wärter den Wasserdruck so hoch es geht. Problemlose Entsorgung ist das Wichtigste im Strafvollzug.

Nachdem der Mann, mit dem ich die Zelle teile, runtergespült hat, geht er zum Gemeinschaftssaal, um fernzusehen. Ich klettere vom Etagenbett herunter, mache mein Bett, wasche mein Gesicht, putze mir die Zähne und pinkle – alles im Dunkeln. Licht brauche ich nicht, denn ich wohne seit Jahren in dieser Zelle und kenne jeden Millimeter.

Dreieinhalb Meter lang ist meine Zelle, von der Tür bis zum vergitterten Fenster. Auf der einen Seite ist sie zwei Meter breit, auf der anderen, wegen des Luft- und Wasserrohrschachts, nur eineinhalb. Ein Etagenbett, ein Klapptisch, ein grauer Plastikstuhl, vier kleine Metallschränke, zwei Regalborde, ein Waschbecken und ein Klo stehen dort drin. Wenn mein Zellenmitbewohner und ich in der Zelle sind, wird es so eng, dass ich mich gegen die Wand drücken muss.

Zu dieser Stunde bin ich allein und kann mich auf den grauen Plastikstuhl setzen, um im Dunkeln zu meditieren. Das tue ich dreimal am Tag, jeweils 35 bis 40 Minuten. Angefangen habe ich damit im Januar 2000, als ich noch im Supermax-Gefängnis Wallens Ridge war.

Während der elf Monate, die ich dort war, habe ich jedes Übel miterlebt, das man sich vorstellen kann: geisteskranken Häftlinge, die in Isolation durchdrehen, einen Insassen, der von den Wächtern so zusammengeschlagen wurde, dass das Blut hüfthoch an die Wände spritzte, zwei Gefangene, die unter fragwürdigen Umständen starben, sowie ständig Schiebereien. Auch ich bin einmal angeschossen worden, unabsichtlich, mit einem Gummiball aus einer Schrotflinte.

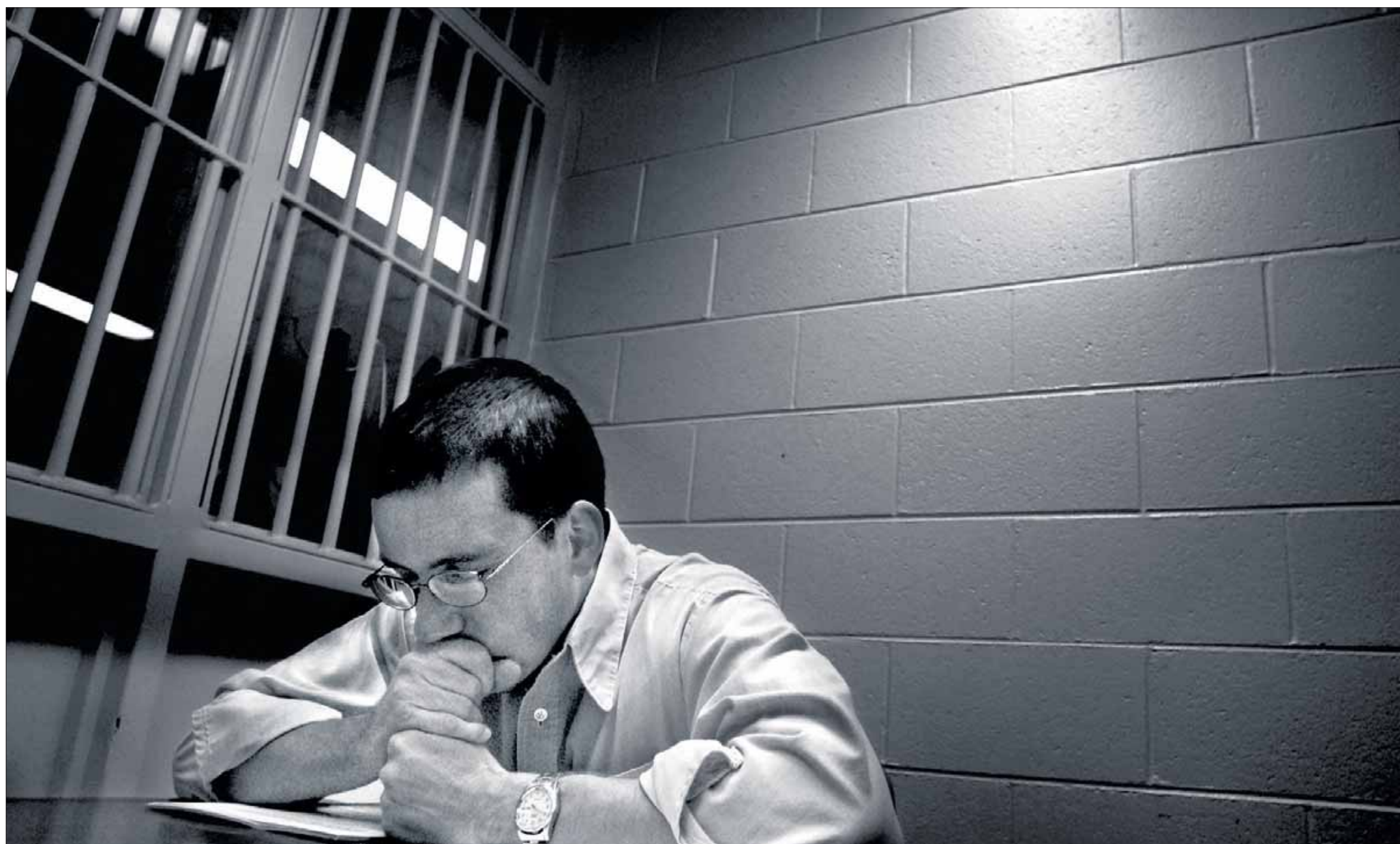
Für mich war der Gummiball ein Glücksfall. Ich erreichte eine schriftliche Klage ein und erwähnte, dass ich Diplomatensohn sei. Etwa zwei Monate später wurde ich in eine relativ humane Strafvollzugsanstalt verlegt: Brunswick Correctional Center, das Vorzeigefängnis des US Bundesstaates Virginia.

5.10 Uhr

Um zehn nach fünf gehe ich zum Gemeinschaftssaal, und mein Zellenmitbewohner kann 50 Minuten alleine in unserem „Zuhause“ verbringen. Diese Privatsphäre ist wichtig. Im Gefängnis wird man gezwungen, den ganzen Tag mit Menschen zu verbringen, die man entweder nicht kennt oder nicht mag. Man ist also ständig einsam, aber nie allein.

Gerade nannte ich diese Zelle unser „Zuhause“, in Wirklichkeit ist sie unser Sarg. Mein Zellenmitbewohner und ich sitzen beide doppelte lebenslängliche Haftstrafen ab, in Amerika bedeutet lebenslang: bis zum Tod. Ich sitze seit 1986, mein Zellenmitbewohner seit 1982. Rund 130 000 Lebenslängliche gibt es in den Vereinigten Staaten. Wir werden fast alle hinter Gittern sterben.

Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de



Jens Söring im Brunswick Correctional Center

Foto: Rich-Joseph Facun

6.00 Uhr

Zwischen sechs und sieben werden die fünf Zellenstränge dieser Strafvollzugsanstalt nacheinander zum Frühstück gerufen. Die Wächterin brüllt „Fraß“, die doppelten Schiebetüren am Gebäudeeingang öffnen sich, und mehrere Dutzend Insassen schlurfen in Richtung Speisesaal.

Im Winter ist es morgens noch dunkel, orangefarbene Scheinwerfer leuchten von den Dächern der umliegenden Gebäude. Alles sieht flach und fahl aus, wie in einem Horrorfilm. Schlimmer ist, dass das Licht der Scheinwerfer so stark ist, dass es die Sterne ausblendet. Keine Sterne.

Etwa 700 Häftlinge gibt es in diesem relativ kleinen Gefängnis, dem Brunswick Correctional. Wenn man U-Haft und Strafvollzugsanstalten zusammenrechnet, hat Virginia, ein Bundesstaat mit sieben Millionen Einwohnern, etwas mehr als 60 000 Gefangene. Tausende Insassen in den Militär- und Bundesgefängnissen in Virginia sind in dieser Zahl nicht inbegriffen. Im Vergleich: Deutschland, ein Land mit 80 Millionen Bürgern, hat etwa 80 000 Häftlinge . . .

Amerika gibt jedes Jahr 63 Milliarden Dollar für seine Gefängnisse aus, der Bundesstaat Virginia allein mehr als eine Milliarde Dollar. Weil es aber so viele Insassen gibt, nämlich 2,3 Millionen im ganzen Land, kommt von all' dem Geld nur sehr wenig bei jedem Einzelnen an. Eine Mahlzeit für einen Gefangenen kostet etwa 0,39 Euro. Das bedeutet, dass wir dreimal täglich Brot und Kartoffeln bekommen, so wenig wie möglich. Dazu ein bisschen Fleisch, immer vom Truthahn und immer stark mit Soja vermischt, denn Truthahn und Soja sind billig. Mittags und abends gibt es je eine kleine Portion Gemüse und mittags zusätzlich ein Stück Obst – oft angeschlagen oder faul, das kostet weniger.

7.00 Uhr

Von sieben bis acht sind wir in unsere Zellen eingeschlossen, um gezählt zu werden. „Count time“ nennt sich das. Zwei Wächter blasen in ihre Trillerpfeifen und schauen durch die Fenster in den Zellentüren. Wenn man nicht aufsteht, wird man angebrüllt, möglicherweise eines Regelverstoßes angeklagt.

Mein Zellenmitbewohner bringt die Count time damit zu dösen. Wir können einander nicht ausstehen und wechseln wochenlang kein Wort. Aber weder er noch ich haben Anträge gestellt, um in eine andere Zelle verlegt zu werden. Warum? Weil fast alle anderen Zellenmitbewohner noch schlimmer wären.

8.00 Uhr

Um acht wird aufgeschlossen, damit die Schüler zu ihren Klassen und die Arbeit-

ter zu ihren Jobs gehen können. Viel wichtiger: Mein Zellenmitbewohner und ich wechseln uns beim Stuhlgang ab! Nachdem wir den Tanz ums Klo verrichtet haben, geht es ab zur Arbeit. In meinem Fall bedeutet das: durch die doppelte Schiebetür und rüber zur Turnhalle. Dort bin ich als offizieller Kloputzer angestellt – wirklich wahr, kein Witz!

9.00 Uhr

Nachdem ich die Klos geputzt habe, treibe ich von neun bis zehn Uhr Sport. Gestern bin ich sieben Meilen gelaufen, also ist heute Hantelstemmen dran. In meinem Fall hat das Bodybuilding übrigens einen anderen psychologischen Ursprung als der Drang zur Selbstverbesserung: Ich habe mit dem Hantelstemmen aus panischer Angst angefangen, kurz nachdem ich beinahe vergewaltigt wurde. Das geschah im Winter 1991/1992, genau wie im Knastfilm. Als ich aus der Dusche kam, warf mich ein hünenhafter Bodybuilder gegen das Geländer, drückte mir seinen steifen Penis in den Rücken und knurrte mir ins Ohr: „Na, Junge, was machst du wohl, wenn ich dich jetzt in meine Zelle ziehe?“ Ich erinnere mich noch, wie die Wächterin diskret ihre Augen senkte. Dann schrie ich irgendetwas – was genau weiß ich nicht mehr – erstaunlicherweise ließ mich der Kerl los.

10.00 Uhr

Auf drei Seiten ist der Sportplatz von einem dreifachen Elektrozaun umgeben, der es uns erlaubt, den Parkplatz zu sehen: Ein Wächter hat eine Harley Davidson, so wenig wie möglich. Dazu ein bisschen Fleisch, immer vom Truthahn und immer stark mit Soja vermischt, denn Truthahn und Soja sind billig. Mittags und abends gibt es je eine kleine Portion Gemüse und mittags zusätzlich ein Stück Obst – oft angeschlagen oder faul, das kostet weniger.

10.55 Uhr

Es ist so, dass die Knastbürokratie eine Unmenge Briefe, schriftliche Ankündigungen, Regeln für Wächter, Regeln für Insassen, Aushänge, Vorschriften und Schilder produziert. Seit Jahrzehnten werden wir Gefangene in all' diesen Dokumenten *Insassen* genannt. Doch das Wort *Insasse* ist wertneutral, es sagt nichts über Schuld oder Unschuld aus.

Im Hauptquartier des Strafvollzugssystems hat das irgendein schlauer Kerl gemerkt und als wunderbare Gelegenheit zur psychologischen Kriegsführung erkannt. *Insasse* darf nicht mehr benutzt werden: Ab sofort sind wir als *Verbrecher* zu bezeichnen. Verbrecher sind im Gegensatz zu *Insassen* ganz klar schuldig und

böse. Also wurden sämtliche Regelbücher eingesammelt und ersetzt, sowie alle Vorschriften, Aushänge und so weiter. Ganze Wälder mussten sterben, um das Papier für dieses Projekt zu produzieren. Nun heißt es nicht mehr „Jeder *Insasse* bekommt eine Rolle Klopapier pro Woche“, sondern es heißt: „Jeder *Verbrecher* bekommt eine Rolle Klopapier pro Woche.“

Den ganzen Tag lang hört oder liest man dieses Wort: Was gibt's denn heute auf dem *Verbrecherspeiseplan* zum Mittagessen? Je mehr sich dieser Sprachgebrauch ins Unterbewusstsein des Wachpersonals hineinfrisst, desto schwieriger wird es, diese *Verbrecher* human zu behandeln.

12.00 Uhr

Um zwölf wird aufgeschlossen, denn es ist Zeit zum Mittagessen.

13.00 Uhr

Kurz vor eins schließt der Wächter die Vordertür der Turnhalle auf. Ich schlüpfte an ihm vorbei und gehe zur Leihbibliothek, die im ersten Stock liegt. Jedes Mal, wenn ich diese Treppe hochklettere, muss ich daran denken, dass dieses Treppenhaus früher ein beliebter Ort für den schnellen Oralverkehr war, bevor eine Überwachungskamera dort eingebaut wurde. Fast jede Ecke dieses Gefängnisses trägt solche Erinnerungen mit sich. Zum Beispiel der Zaun gegenüber der Vordertür der Turnhalle: Dort wollte sich letztes Jahr kurz vor Weihnachten ein Bekannter von mir erhängen. Er dachte, die Wächter könnten diese Ecke nicht sehen. Aber vielleicht hat der Stacheldraht oben auf dem Zaun gewackelt und ihn dann verraten. Jedenfalls fand ihn ein Wächter – während er noch zappelte.

14.45 Uhr

Um Viertel vor drei wird die Rechts- und Gesetzesbibliothek geschlossen. Mein Weg führt mich wieder an der Krankenstation vorbei, wo ich auf Omo treffe. Omo hat Hepatitis C. Durch Sex, Nadelgebrauch beim Drogenkonsum oder auch einer Tätowierung wird das Virus übertragen, und zwar viel leichter als das HIV-Virus. Deshalb haben 39 Prozent aller Häftlinge in Virginia diese Krankheit.

39 Prozent, nicht 3,9 Prozent. Das sind ungefähr 13 650 Menschen in diesem Bundesstaat allein. Die genaue Zahl kennt niemand, weil fast alle Strafvollzugsanstalten sich weigern, Insassen zu testen. Die *New York Times* und das Magazin *Harper's* vermuten, es liegt an den Behandlungskosten. Wenn man nicht weiß, wer Hepatitis C hat oder HIV-positiv ist, braucht man ihn nicht zu behandeln. Deshalb wird systematisch versucht, Gefangene davon abzuhalten, sich medizinisch betreuen zu lassen. Wenn alle lange ge-

nug zögern, ist der Häftling tot, bevor zu viel für die Behandlung verschwendet wurde. Genau das wird mit Omo gemacht. Mein Freund stirbt. Sein Bauch, das heißt, seine Leber, ist geschwollen, eines der Symptome der Hepatitis C im Endstadium. Es gibt nichts, was ich tun könnte, um ihm zu helfen.

16.00 Uhr

Um vier werden die Zellentüren wieder aufgeschlossen, damit wir zum Abendessen gehen können. Beim Kontrollraum ist eine Ankündigung der Gefängnisleitung an die Wand geklebt worden, und die sorgt für große Aufregung.

Der *Discovery-Channel* ist wieder da, hurra! Im Knast ist dieser Fernsehkanal sehr beliebt, er zeigt Sendungen über Motorradreparaturen, Safaris in Afrika und vieles andere, wonach sich ein Häftling sehr sehnt. Vor etwa zwei Wochen wurde der *Discovery-Channel* jedoch abgestellt, ohne dass uns gesagt wurde, warum. Daraufhin ging eine Lawine schriftlicher Proteste bei der Gefängnisleiterin ein. Jetzt sei wieder alles in Ordnung, verspricht man uns. Mich machen solche Zwischenfälle wütend. Gibt es wirklich keinen besseren Grund als den Verlust eines einzigen Fernsehkanals, um massenweise Beschwerden einzureichen?

Es sind immer Nichtigkeiten, die zum breiten Protest führen: Vor einigen Monaten drehte es sich zum Beispiel ums Eiscreme-Sortiment.

16.55 Uhr

Nachdem ich durch das Tor zum Sportplatz gegangen bin, gehe ich an der Turnhalle entlang. An dieser langen Außenwand ist das Fenster, an dem wir uns zu dieser Stunde Eiscreme kaufen dürfen. Die Schlange ist heute besonders lang, weil die Sojawurst beim Abendessen besonders ungenießbar war. Kann es wirklich Zufall sein, dass die Gefängnisküche immer weniger und immer schlechteres Essen serviert, just zu dem Zeitpunkt, wo die Strafvollzugsleitung immer mehr Möglichkeiten erfindet, uns Häftlingen Eiscreme, Essenspackchen und sonstiges zu verkaufen?

18.30 Uhr

Um halb sieben ist *gate break*. Ich dusche mich zum zweiten Mal an diesem Tag – ein Luxus – gehe zum Gemeinschaftssaal, dann zur Zelle zurück, denn der Wächter verteilt gerade die Post. Ich bekomme fast jeden Abend mehrere Briefe, da habe ich es wirklich viel, viel besser als die meisten Insassen. Aber in gewisser Hinsicht verschärft Post von der Außenwelt das Gefühl der Einsamkeit noch mehr. Jeder Brief erinnert mich an das Leben draußen, das Leben, das ich hätte haben

können. Auch sind Briefe eben nur Papier. Einer der seltsamsten Aspekte des Lebens hinter Gittern ist doch, dass Gefangene fast nie einen anderen Menschen berühren können. Nur zwei Ausnahmen gibt es: homosexuelle Kontakte und die Umarmung beim Gottesdienst. Meines Erachtens ist das Fehlen normaler Berührungen eine der Hauptursachen für die tiefen psychischen Schäden, die der Strafvollzug anrichtet. Briefe helfen in diesem Punkt überhaupt nicht weiter.

19.45 Uhr

Um viertel vor acht werden die Türen abgeschlossen, denn es ist wieder mal Count time. Um fünf vor acht blasen zwei Wächter in ihre Trillerpfeifen und schauen durchs Fenster der Zellentür. Sobald sie vorübergegangen sind, putze ich mir die Zähne, pinkle, schalte das Licht aus und klettere aufs obere Etagenbett. Mein Zellenmitbewohner sieht noch etwa eine halbe Stunde fern. Zuletzt bete ich jeden Abend den letzten Vers von Psalm 142:

Führe uns heraus aus dem Kerker damit wir Deinen Namen preisen. Die Gerechten scharen sich um uns weil Du uns Gutes tust.

Im Original ist dieser Psalm im Singular („Führe mich . . .“), aber ich bete ihn immer im Plural. Warum? Weil Gott nicht nur mich aus dem Kerker herausführen soll, sondern all die anderen Gefangenen hier auch.

Dann sage ich Amen, drehe mich um und schlafe sofort ein.

Inhalt

Marc Felix Serrao

Der kalte Blick von rechts

Götz Kubitschek will Anführer einer neuen konservativen Bewegung sein.

Miriam Stein

Funkel, funkel, kleiner Star

Selbst Leute um die 50 tragen die wirklich grässlichen Sachen von Ed Hardy.

Dirk Schäfer

Minnesänger der Reichen

Ivy Ledbetter Lee schuf den Mythos einer wahrhaftigen PR.

Aka Morchiladze

Wald, Wein und Waffen

Eine Erzählung aus einem archaischen Land namens Georgien.